



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 50.

Dienstag, 1. März

1927.

Die müde Diana.

(Schluß.)

Ein Polizeieroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Carmencita glaubte an ihn, auch noch, als er sie entzweit haben ließ und nach Europa zurückkehrte. Der Boden Brasiliens war ihm plötzlich zu heiß geworden. Den Grund seiner plötzlichen Abreise habe ich nie erfahren, allerdings fand die Hafenpolizei in Sao Paulo kurz vor dem Verschwinden Curares in einer schmutzigen Gasse des Hafenviertels die Leiche einer Mulattin. Die in schreiende Gewänder gekleidete Frau war durch Messerstiche getötet worden. Ob es sich um eine der Geliebten Curares gehandelt hat, ob er als Mörder in Frage kam, ist nie aufgeklärt worden. Curare blieb verschwunden. Carmencita versuchte, ihn zu vergessen und fand in der Ehe mit dem Jacendeiro Jao da Riveideiro bald einen neuen Lebensinhalt. Meine Herren, Carmencita da Riveideiro, die geborene Feijos, ist — meine Mutter. Ich wußte natürlich von den Vorfällen vor ihrer Ehe ebensowenig wie jeder andere auch, ich erhielt eine gute Erziehung, trat in die Militärakademie ein und ging mit achtzehn Jahren nach der Schweiz, Deutschland und Frankreich, um fremde Sprachen zu erlernen. Nach meiner Rückkehr trat ich in die brasilianische Artillerie als Leutnant ein, wurde bald Oberleutnant und bin heute schon Kapitän, die Beförderung geht bei uns schneller als in Deutschland und sonstwo in Europa.

Wir zogen nach Rio de Janeiro in eine Villa draußen in Botafogo. Eines Tages kam ich am Vormittag unerwartet früh aus dem Dienst nach Hause. Ich muß hier einschalten, daß mein Vater inzwischen verstorben war und ich mit der Mutter allein einen Haushalt führte. Als ich durch den Patio gehe, höre ich im Nebenzimmer erregte Stimmen. Ein Mann war bei meiner Mutter, ein fremder, hochgewachsener Mann, der gut Portugiesisch sprach, aber mit einem leichten Akzent, so wie die Deutschen oder Nordländer reden. Er verlangte Geld von Mutter, viel Geld. Mutter konnte es ihm nicht geben. Sie bat, flehte, weinte. Der Mann blieb hart. „Ich warte“, sagte er kurz, „es kommt nicht darauf an, daß ich die Summe heute schon bekomme. Ich warte einen Monat, zwei Monate, drei Monate. Aber wenn ich im Frühjahr wieder nach Brasilien komme, dann muß das Geld bereit sein.“ Ich drohe auch nicht, aber bekomme ich die Summe nicht, dann bin ich gezwungen, die verschiedenen Andenten, die ich von dir besitze, an jemand zu verkaufen, der bestimmt gern und noch mehr dafür zahlt als du.“

Der Mann ging, ich fand die Mutter in Tränen aufgelöst, und halb freiwillig, halb gezwungen, erzählte sie mir die Geschichte ihrer Jugend und ihres Fehltrittes. Was es in unserem katholischen und mehr als pruden Brasilien für eine Mutter bedeutet, dem eigenen Sohne die Jugendsünden zu gestehen, können Sie, meine Herren, kaum ermessen.

Ich mußte Mutter helfen und machte mich sofort auf die Suche nach Curare. Ich fand ihn nicht. Ich hätte ihn trotz des Skandals vielleicht auf offener Straße verhaften lassen, sagte mir aber nachher, daß nach der Generalamnestie Hermes de Fonseca auch die Verbrecher Curares längst verziehen waren. Ich suchte sämtliche Hotels ab. Vergeblich. Nach vierzehn Tagen

erfuhr ich zufällig seine Adresse. Zu spät, er hatte bereits Brasilien verlassen und war unterwegs nach Deutschland. Daß er in Frankfurt am Main lebte, hatte er Mutter gesprächsweise erzählt. Ich wußte, daß ein Lump wie Curare keine Ruhe gab, daß einige Liebesbriefe, die er von meiner Mutter besaß, wie ein drohendes Damoklesschwert immer über ihrem Kopfe schwebten, ihre gesellschaftliche Stellung mit einem Male in dem Lande der Vorurteile und der Brüderliebe untergraben und vernichten konnten. Ich nahm Urlaub und reiste mit Mutter Curare nach. In Frankfurt mußte ich ihn finden. Durch Ihr deutsches Meldebestem war es eine Kleinigkeit, seine Adresse ausfindig zu machen; ich wußte, daß er eigentlich Winter, Heinrich Winter hieß und Naturwissenschaftler war. Daß er seinen Doktor inzwischen gemacht hatte, hier in Frankfurt für einen Ehrenmann galt, das wußte ich natürlich nicht. Hier angelangt, rief ich Curare telephonisch an; er war nicht zu Hause oder ließ sich verleugnen. Ich beobachtete zwei Tage vergebens sein Haus. Endlich eines Nachmittags erschien er. Ich wartete mit Mutter an der Straßenecke im Auto, wir verfolgten ihn bis zu einem Café an der Hauptwache. Als wir eintraten, saß Curare mit einer Frau am Tisch; er erkannte uns sofort, war auch bereit, gegen eine entsprechende Geldsumme die Briefe zurückzugeben, und versprach, sie uns abends ins Hotel Bristol zu bringen. Wir warteten, Curare kam, aber ohne die Briefe; er habe überall gesucht, versicherte er, aber nichts gefunden. Sie mühten noch in seinen unausgepackten Koffern steden. Ich drängte auf Rückgabe, er versprach sie für den kommenden Abend, aber auch am kommenden Abend hatte er sie nicht. Er erzählte einen ganzen Roman. Er sei verheiratet mit einer reichen Frau, die aber über ihre Gelder nicht so verfügen könne, wie es ihm erwünscht sei. Er liebe die Frau auch nicht und habe sie nur ihres Geldes wegen geheiratet. Die Frau betrüge ihn, er wüßte das genau, mit einem Künstler, aber er wolle sich nicht scheiden lassen, weil er selbst kein Geld habe. Hingegen suche seine Frau eine Lösung der Ehe herbeizuführen und spioniere ihn aus. Sie habe seinen Schreibtisch durchsucht, die Briefe Carmencitas gefunden und gäbe sie nicht heraus. Ich glaubte den Schwindel nicht. Ich erklärte auch entschieden, nur noch einen Tag warten zu wollen, am folgenden Tage müsse er die Briefe zurückgeben, sonst geschähe ein Unglück.

Wir beide, meine Mutter und ich, speisten in einem Restaurant in der Stadt zu Mittag. Nach dem Essen entschloß ich mich, koste es, was es wolle, die Briefe in der Wohnung Curares selbst zu holen. Mutter und ich fuhren nach der Körnerwiese. Ich hatte, ohne eigentlich zu wissen, warum, meine Pistole eingesteckt. Wir klingelten an der Tür. Curare öffnete selbst und führte uns in sein Arbeitszimmer. Wir waren noch nicht richtig zum Reden gekommen, als eine Tür ins Schloß fiel.

„Sofort ins Nebenzimmer mit euch“, rief Curare, „Meine Frau kommt, sie darf euch hier nicht sehen.“

Der Zeuge Riveideiro fuhr fort: „Mehr geschoben als freiwillig, gingen wir in den Raum nebenan. Ich stand

hinter der Tür, die durch eine Portiere verhüllt war und wurde ein unfreiwilliger Zeuge des dramatischen Auftritts, der folgte.

Frau Doktor Winter trat ins Zimmer. Sie bückte sich und hob einen Schildpattpfail vom Boden auf, der meiner Mutter aus der Frisur entfallen war. „So“, sagte sie voll Hohn, „jetzt betrügst du mich schon in meiner Wohnung? Jetzt ist das Maß voll!“

Curare stieß einen Fluch aus. „Du Dirne“, schrie er, „du willst mir Vorwürfe machen, ausgerechnet du? Wer bist denn du? Eine Diebin, die meine Korrespondenzen durchwühlt!“

Ich blickte durch den Spalt im Vorhang und sah Frau Winter vor Entrüstung bebend an den Schreibtisch gelehnt. Er hatte einen Brieföffner in Form eines Dolches aufgenommen, seine Augen funkelten wie die einer Katze. Ohne zu wissen, was ich tat, zog ich die Pistole und machte sie schußfertig.

Jetzt hatte sich die Frau gefaßt. „Die Briefe habe ich zu meiner eigenen Sicherheit an mich genommen“, sagte sie kühl. „Du läßt dich mit deinen Frauenzimmern nirgends fassen.“

„Ja“, höhnte Curare. „Ich bin eben klüger als meine holde Gattin. Du betrügst mich zwar auch, benimmst dich aber dümmer als ich, genießt dich so wenig, daß es die ganze Welt weiß, daß die Späßen deine Schande von den Dächern pfeifen. Ausgerechnet mit meinem besten Freund betrügst du mich, mit dem einzigen Freund, den ich überhaupt habe!“ Bei diesen Worten übermannte ihn die Wut, er griff nach einem dicken Buch, das vor ihm auf dem Tisch lag, und warf es seiner Frau mit aller Gewalt brutal ins Gesicht. Sie taumelte und fiel schwer zu Boden. Als sie sich wieder erheben wollte, ergriff er sie und schüttelte sie derb und rücksichtslos. Die arme Frau wand sich in seinen Händen und suchte auf dem Fußboden nach etwas, was sie im Fallen anscheinend verloren hatte. Endlich schien sie den Gegenstand gefunden zu haben. Ein Browningrevolver blühte in ihrer Rechten. Curare hatte unsere Anwesenheit anscheinend ganz vergessen. Er unterließ seine Frau, riß ihr die Hand mit der Waffe hoch. Ein Schuß trachte, schlug über mir durch die Portiere und bohrte sich in die gegenüberliegende Wand. Ich sah das ungleich ringende Paar vor mir, sah die nervige Rechte Curares, die sich um den Hals der eigenen Frau legte und ihn zusammenpreßte. Ich hörte das Stöhnen des gewürgten Weibes. Und, meine Herren, ich — schoß! Curare ließ seine Frau los und schnellte einen Schritt ins Zimmer zurück. Dann griff er mit der rechten Hand in die Luft, drehte sich um seine eigene Achse und sackte schwer zu Boden. Die Frau starrte den auf dem Teppich liegenden Mann wie eine Wahnsinnige an. Curare rührte sich nicht mehr. Sie wankte, und ich wollte zuspringen. Aber noch bevor ich ins Zimmer treten konnte, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus, rannte zur Tür und verschwand auf dem Vorplatz. Eine Sekunde später fiel draußen die Tür ins Schloß. Ich nahm meine Mutter, die halb ohnmächtig auf ein Sofa gesunken war, beim Arm, verwahrte und sicherte meine Waffe und verließ unangefochten und unbemerkt die Wohnung.

Ich überlegte, ob es nicht angebracht sei, mich den deutschen Behörden zu stellen, nahm aber schließlich davon Abstand. Ohne meine Spur zu verwischen, fuhr ich geradewegs nach Hamburg. Wenn ich gefaßt werden sollte, wollte ich Rede stehen, und ich erschwerte meine Verfolgung in keiner Weise. Da sich niemand meldete, verließ ich mit der „Amazonas“ Deutschland. Drüben, in der Heimat, wollte ich mich den Gerichten stellen. Kein brasilianisches Gericht hätte mich schuldig gesprochen, weil ich in der Notwehr diesen Schurken erschoss, einen Lumpen, der den Tod hundertmal verdient hat; einen Verbrecher, den ich tötete und töten mußte, weil er im Begriffe war, ein anderes wertvolles Menschenleben zu vernichten.

Herr Doktor Luz fuhr mir nach. Er, nicht die amtliche Kriminalpolizei, ermittelte mich als den eigentlichen Täter. Er erreichte unseren Dampfer in Lissabon und — überrdete mich, in Funchal mit ihm nach Deutschland zurückzufahren. Er wird es mir bestätigen

müssen“, ein ganz feines Lächeln umspielte Rivadeiros Lippen, „daß ich sofort durchaus freiwillig gekommen bin, nachdem ich erfahren hatte, daß Frau Doktor Winter unschuldig des Gattenmordes angeklagt worden war. Das, meine Herren, ist meine Aussage, meine Beichte. Beurteilen Sie mich, wenn Sie wollen, und wenn Sie eine Beurteilung vor Ihrem Gewissen verantworten können.“ —

Der Zeuge schwieg. Diese Stille herrschte in dem großen Schwurgerichtssaal, man hätte eine Stednadel zu Boden fallen hören. Die Stille wurde durch ein leises Aufschluchzen unterbrochen. Frau Theodora Winter war auf der Anklagebank zusammengebrochen und wimmerte leise vor sich hin. Das Gericht zog sich zu einer kurzen Beratung zurück.

Nach fünf Minuten erschienen die Richter und Geschworenen wieder und nahmen schweigend ihre Plätze ein. Atemlos hingen die Augen der Zuhörer an den Lippen des Vorsitzenden, der, selbst ergriffen, das Urteil verkündete:

„Die Angeklagten, Frau Theodora Winter und Herr Franz Heinz Corell, werden von der Anklage des Totschlags bezw. der Beihilfe freigesprochen, der Fall Rivadeiro ist noch zu prüfen. Herr Rivadeiro hat sich vorerst noch zur Verfügung des Gerichtes zu halten. Da Fluchtverdacht nicht vorliegt, steht das Gericht von einer Verhaftung Raoul da Rivadeiros ab.“ —

Als Doktor Luz eine Stunde später das Bureau betrat, traf er in seinem Arbeitszimmer den Kommissar Rehm, der dort bereits seit zwanzig Minuten wartete. „Das war mal wieder ein gesunder Reinsfall für uns“, sagte er ein wenig beschämt, aber dennoch anscheinend gut gelaunt.

Luz ergriff die gebotene Hand und zog seinen Mantel aus. „Wenn Sie nicht den Ehrgeiz gehabt hätten, lieber Rehm, klüger zu sein als ich, dann stünden heute wahre Lobeshymnen über Ihre Tüchtigkeit in den Tagesblättern.“

Rehm zuckte die Achseln. „Nur noch eine Frage, Luz. Wer hat Ihnen verraten, daß Rivadeiro der Täter war?“

Luz schloß, ohne zu antworten, seinen Kollschreibtisch auf, griff in eine Schublade und holte einen kleinen gläsernden Gegenstand hervor. Rehm betrachtete das „Beweisstück“ von allen Seiten. „Was ist das?“ fragte er überrascht.

„Das ist ein Splitter aus Glas“, erklärte Luz, „früher hing es als Verzierung an einem Lüster im Nebenzimmer Winters. Ich entdeckte bei der ersten Untersuchung ein kleines Kugelloch in der Portiere und fand dieses Splitterchen auf dem Boden des Teppichs. Da wurde mir sofort klar, daß zwei Schüsse gefallen sein mußten, und da der eine Schuß hoch über den Kopf jedes, auch des größten Mannes hinwegfuhr, die Kugel steckt nämlich heute noch unbeachtet in der Deckenverzierung des Nebenzimmers, wußte ich, daß ein zweiter Schuß von der entgegengesetzten Seite gefallen sein mußte, daß logischerweise ein anderer der Mörder war. Allerdings hätte ich den wirklichen Täter nicht so bald gefunden, wenn nicht ein Zufall mir geholfen hätte. Der Zufall heißt —“

„Fräulein Carlotta Petersen!“ meldete Luz Sekretär, Roderich, unter der Tür.

„Da kommt der Zufall“, lachte Luz.

Carlotta erschien, rosig, gepflegt, parfümiert wie immer. Sie reichte Luz die Hand und rief: „War das nicht eine fabelhafte Verhandlung? Geben Sie mal heute abend auf die Zeitungen acht, Luz. Draußen steht schon Schönsfeld vom Kurier und auf der Treppe traf ich den kleinen Hirsch vom Tageblatt. Das gibt mal wieder Interviews en masse.“

Luz widelte Carlotta aus der Pelzjacke und stellte sie Rehm vor.

„Ich bin eigentlich gekommen, um mir meine Belohnung abzuholen, Doktor. Was bekomme ich für meine Bemühungen?“

Carlotta legte ihm die Arme auf die Achseln und versenkte ihre glühenden Blicke in die kühlen, ruhigen

Augen des jungen Mannes. Nehm hatte sich diskret abgewandt und war ans Fenster getreten.

„Geben Sie mir wieder einen Kuß, lieber Carl Egon“, fluchte Carlotta. „Ich bewundere Sie, ich liebe Sie.“

Kuß bog den Kopf des Mädchens leicht zurück. „Gut“, sagte er, „wählen Sie, entweder den Kuß oder einen Sealmantel mit Chinchillafragen.“

Ein schnelles Lächeln huschte über den Mund Carlottas, sanft zog sie den Kopf des Mannes herunter, suchte seine Lippen und küßte ihn warm und innig. Dann meinte sie: „Der Mantel war mir sicher, der Kuß nicht. Man muß die Gelegenheit beim Schopfe fassen, wie der Franzose sagt. Im übrigen, was den Mantel anbetrifft, so tun Sie mal ruhig eine ganze Anzahl Zeichnungen in Ihren Beutel. Ich habe nämlich bei Conradini im Steinweg ein fabelhaftes Modell gesehen, auf das hin ich schon lange scharf wie ein frisch abgezogenes Rasiermesser.“

— Ende —

Frühlingssehnsucht.

Hort aus der Stadt! Ich muß dem Lärm entweichen,
Mich treibt die Sehnsucht in den fernen Wald!
Ich möcht' erspä'n ein erstes Frühlingszeichen!
O, grauer Winter, endest du nicht bald?!

Still ruht das Tal! Es schallt kein frohes Singen,
Kein Kinderjubiläum, alles liegt in Ruh!
Kein Käfer schwirrt, kein Vogel rührt die Schwingen,
O, Frühling, sag', wie lang noch zögerst du?

Kein Nebel dämpft die harten Waldkonturen.
Starr streben Ast und Zweig zum Himmelszelt,
Ode und grau noch dehnen sich die Fluren,
O, Frühling, komm, erwecke neu die Welt!

Doch sieh! Dort steht versteckt in dürren Blättern
Ein Beilchen, das der erste Lenz uns schuf,
Und laut tönt durch die Luft mit frohem Schmettern,
Der Amsel Schlag, des Frühlings Heroldruf!

Du zaghaft Herz, mußt dir's ein Vogel sagen?
Glaubst du's erst, als das Aug' ein Beilchen sah?
Und fühlst es nicht an deinem eignen Schlag:
Der Frühling kommt, er naht, bald ist er da!!

C. A.

Jannet und Krackchen.

Von L. v. Rehren.

Einige Sommermonate verbrachte ich einmal in Osterode in Ostpreußen. Osterode ist eine ziemlich nüchterne Stadt, mit wenig Gärten und einförmig wirkenden Häusern, ein paar hübsche Villen ausgenommen. Aber es liegt an dem wunderschönen Drewenzsee, inmitten großer Wälder und ringsum breiten sich die herrlichen masurischen Waldseen aus.

Osterode selbst hat nur einen weitgelegenen Stadtpark, und in der Stadt sorgen einige bescheidene Anlagen für etwas Grün. Dann ist da noch ein recht unansehnliches altes Schloss, in dem Napoleon I. gewohnt hat, und nicht weit davon das oblige Kriegerdenkmal. Weiter wäre nichts an historischen und sonstigen Merkwürdigkeiten aufzuzählen.

In Osterode nun lernte ich sie beide kennen — den alten Jannet und sein „Krackchen“.

Jannet war ein alter Masur und in der ganzen Umgegend eine allgemein bekannte Erscheinung, die sich besonders bei der Kinderwelt großer Beliebtheit erfreute, in die er sich allerdings mit seinem Pferdchen zu teilen hatte, wobei der Löwenanteil aber auf das Krackchen entfiel. — Er bewohnte mit seinem Krackchen zusammen ein kleines Häuschen, das nur aus einer winzigen Küche und einem Stübchen bestand, in dem Krackchen und sein Herr in rührender Eintracht gemeinsam lebten. Der einzige Unterschied bestand darin, daß der Herr in seinem Bett auf Stroh schlief, während Krackchen daneben lag.

Jannet verdiente sich sein bißchen Brot, Wurst und den dazu gehörigen Schnaps, sowie etwas Hafer für Krackchen, durch Sandfahren. Ich sah ihn fast täglich vorüberfahren. Einmal brachte er uns auch eine Fuhre Sand auf den Hof, zum „Sandhaufen“ für die Kinder. Es war gerade Mittagszeit. Nachdem er den Sand abgeladen hatte, setzte sich Jannet unter den schattenspendenden Vorsprung eines Stall-daches, wo eine kleine Bank stand und begann eine Mahlzeit, die wahrscheinlich sein Mittagessen darstellte.

Wir sahen aus dem Fenster zu, meine Wirtin und ich. „Der Jannet und sein Krackchen fallen alle beide schon über

ihre eigenen Vorderfüße“, sagte die Wirtin kochkittelnd. „Man braucht ihnen bloß noch eins mit dem Drapak (alter Beien) zu geben.“

Jannet holte ein großes Stück Brot aus seiner alten Ledertasche hervor, die er an einem Riemen über der Schulter trug, ein Ende Wurst und eine Schnapsflasche. Das kleine, sehr magere schwarzbraune Krackchen, stand mit einknickten Beinen daneben. Eine Anzahl Kinder hatte sich zusammengefunden und betrachtete mit höchster Aufmerksamkeit die beiden; sogar Pluto, der Hofhund, sah vor seiner Hütte und sah neugierig zu, ohne zu bellen.

Jannet schnitt umständlich ein Stück Brot mit seinem Taschenmesser ab und steckte es in den Mund, während Krackchen mit großen Augen jede seiner Bewegungen verfolgte.

„Na — warst ein bißchen, kriegst auch schon was. Da hast ...“ Jetzt bekam Krackchen ein Stück Brot und darauf wieder Jannet, bis das Brot zu Ende war.

Nun kam die Wurst an die Reihe. Jannet biß ein Stück ab und hielt sie dann ebenfalls Krackchen hin. „Bis hierher darfst beissen, nicht mehr, sonst kriegst das zweitemal nichts.“ Ein Schluck Schnaps folgte, von dem Krackchen aber nichts abbekam. Es durfte nur zusehen.

Da das Mittagessen gerade fertig war, trug meine Wirtin einen Teller Suppe hinunter, die Jannet mit vielen Dankesbezeugungen in Empfang nahm. Krackchen sah auch jetzt neidlos zu, wie er sie auslöffelte.

Ein paar Tage später traf ich Jannet an der Brücke, die aufgezogen war, so daß man nicht berühren konnte. Die Sache dauerte sehr lange, und es sammelten sich immer mehr Personen an. Nicht weit von Jannet stand ein General in voller Uniform.

Jannet wurde augenscheinlich ungeduldig. Ärgerlich rief er dem mit der Beaufsichtigung über die Brücke beauftragten jungen Manne zu:

„Emil — du herste — — mach doch schneller! ... Ich und der Herr General stehen da, wie zwei Obaks!“ (Dummköpfe.)

Als ich nach einigen Jahren wieder Osterode besuchte, vermehrte ich den alten Sandfuhrmann und sein Krackchen. Ich erfuhr: daß beide vor einiger Zeit gestorben wären. Zuerst starb Krackchen. Eines Morgens war es nicht mehr aufgestanden. Jannet benehnte es mit bitteren Tränen, rief und schüttelte es, umsonst — Krackchen blieb steif und leblos. Jannet begrub es unter dem großen Baume, der vor seinem Häuschen stand und sah jetzt den ganzen Tag mit traurigem Gesichte und gefalteten Händen neben Krackchens Grab. Er wäre verhungert, wenn nicht mitleidige Frauen sich seiner angenommen hätten. Einige Wohlthäter fanden sich, die ihm ein neues Pferd schenken wollten, aber Jannet wies das gutgemeinte Anerbieten mit Kopfschütteln ab. Dann wollte man ihn in ein Altersheim bringen, aber auch darauf ging er nicht ein. Er zog es vor, neben Krackchens Grab sitzen zu bleiben.

Mitzulange sah er freilich nicht mehr. Als der Winter kam, war Jannet auch tot — an Krackchens Grab war er still und friedlich eingeschlafen. Er konnte sein Krackchen nicht überleben —

Ich mußte manchmal daran denken, ob die beiden nicht auch ein Denkmal, dort vor dem alten Schlosse verdient hätten, der alte Sandfuhrmann und sein Pferdchen.

Fünf Möglichkeiten.

Der Mensch steht immer vor den Möglichkeiten, etwas zu dürfen, zu wollen, zu können, zu sollen und zu müssen. Die Weisheit gebietet ihm daher zu fragen, welche von diesen fünf Möglichkeiten für ihn den größten Segen in sich schließt.

Bei der Frage: „Was darf ich?“, denkt der Mensch nur an Wünsche seines niederen Ichs.

Bei der Frage: „Was will ich?“, schwankt er zwischen seinem niederen und höheren Ich.

Bei der Frage: „Was kann ich?“, gewinnt das höhere Ich schon Macht über das niedere.

Bei der Frage: „Was soll ich?“, antwortet nur noch das höhere Ich.

Bei der Frage: „Was muß ich?“, wählt der Mensch entweder den Sieg seines höheren Ichs oder seinen Untergang.

Im Rahmen des Dürfens steht man vor möglichen Genüssen; im Rahmen des Wollens steht man vor guten Vorsätzen; im Rahmen des Könnens steht man vor möglichen Leistungen; im Rahmen des Sollens steht man vor erkannten Pflichten; im Rahmen des Müßsens steht man vor ernsten Schicksalen.

Sobald der Mensch das will und kann, was er muß, haben Dürfen und Sollen ihre Macht verloren, und er ist unbeflegbar. Wer mit dem Müßsen sich vermählt, der vermählt sich mit Gott.

Dr. O. Sartwich (Bremen).



Kochgeschirr.

Bei Neuanschaffungen im Haushalt bedarf es großer Überlegung, heißt es doch in unserer Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis immer wieder, mit Wenigem auskommen. Es wird daher nur das angeschafft, was wirklich gebraucht wird, und beim Einkauf ist nur die Zweckmäßigkeit maßgebend. Bei offenem Herd und für Gasheizung schafft man breite, flache Töpfe an, während man für geschlossene Kochöfen schmale, hohe Kochgeschirre wählt, wie sie auch für die Kochfliste benutzt werden.

Emailliertes Geschirr ist am meisten im Gebrauch. Wird es vorsichtig behandelt, so kann man das mit Recht so gekürzte Abklingen der Glasur lange Zeit hinausschieben. Wie bei allen Arten von Kochgeschirr soll man nie einen zu großen Topf beim Kochen benutzen. Der Teil des Topfes, der keine Flüssigkeit enthält, wird sehr leicht stark erhitzt, wodurch die Glasur angegriffen wird. Entfernt man dann noch die entstandenen Rostflecken mit Sand, so springt die Glasur bald ab. Zum Reinigen verwendet man daher die verschiedensten im Handel befindlichen Scheuermittel. Sie sind teurer, reinigen schneller und erhalten das Geschirr länger tadellos. Wenn man es außerdem vermeidet, kaltes Wasser in kochendheiße Töpfe, heißes in kalte zu gießen, so wird man sie lange Zeit ganz tadellos erhalten.

Zum Bereiten von Gemüße, Obst und sauren Speisen eignen sich am besten irdene und Aluminiumgeschirre. Wenn Emailgeschirre Schäden aufweisen, wirken sie auf Farbe und Geschmack der Speisen ungünstig ein. Irdenes Geschirr ist zwar wohlfeil, verbraucht sich aber ziemlich schnell. Auch seine Lebensdauer kann indessen durch vorsichtige Behandlung verlängert werden. Hier muß man den plötzlichen Übergang von Hitze und Kälte besonders vermeiden, da die Töpfe sonst springen. Vor dem ersten Gebrauch werden irdene Töpfe mit Wasser ausgelocht, dem einige Eßlöffel Salz und Essig beigegeben sind. Schiebt man außerdem bei starker Hitze einen Alufeststeller unter den Topf, so wird man ihn lange tadellos erhalten. Selbst wenn kleine Sprünge sich zeigen, kann man irdenes Geschirr noch immer zum Kochen benutzen, da die Flüssigkeit, besonders Milch, kleine Sprünge immer wieder verkitet. Zeigen sich aber größere Schäden, so stelle man das Geschirr beiseite, da sich der Boden leicht ablöst, und die Hausfrau dann bei mangelnder Vorsicht den Verlust des gesamten Inhalts zu beklagen hat.

Aluminiumgeschirr erfreut sich großer Beliebtheit. Es erhitzt sich zwar schnell und, da es die Hitze lange festhält, verbrennen Speisen sehr leicht darin, aber es hat soviel Vorteile, daß es viel begehrt wird. Aluminiumgeschirr soll nicht in Sodawasser gereinigt werden. Es wird innen, besonders wenn man Wasser darin kocht, leicht schwarz. Kocht man darin aber Essig oder saures Obstwasser, so wird es wieder ganz hell. Man kann auch einige grobe Rhabarberblätter 10 Minuten lang darin kochen, um es wieder schön weiß zu bekommen. Setzt sich im Aluminiumgeschirr Kesselstein an, so muß er entfernt werden, weil die Hitze sonst nicht mehr eindringt. Man kocht zu diesem Zwecke den Topf mit kochendem Essig aus, wodurch der Kesselstein weich wird und abgestoßen werden kann. Um den Geräten auch äußerlich einen schönen Glanz zu geben, poliert man sie mit feiner Wischtasche, die man mit einem gut eingeseiften Wollappen aufträgt, wuschelt gut ab und läßt im Warmen trocknen. Will man den Glanz noch dauerhafter machen, so reibt man das Geschirr mit einem Wolluch und einer Mischung von Zinnoxid und gereinigter Schlämmeide blank.

Am billigsten ist das Geschirr aus Weißblech, das in der Küche Verwendung findet, sei es in Gestalt von Backformen oder als Pudding- oder Gelseformen. Sie müssen nach gründlicher Reinigung mit Sand und Seife trocken aufbewahrt werden, damit sie keine Rostflecken bekommen. Dann sind sie von unbegrenzter Haltbarkeit, und da alle Speisen in ihnen schnell kochen und baden, verbrauchen sie wenig Feuerung.

Häufig findet auch feuerfestes Porzellan oder Steingut in der Küche Verwendung als Auflaufformen, Backschüsseln oder Puddingformen. Feine Mischgerichte, Eierweissen und dergl. werden in feuerfesten Geschirren zubereitet und darin auf den Tisch gebracht. Ihre Säuberung macht keine Schwierigkeiten, nur brauchen sie, da sie sich schwerer erhitzen, etwas mehr Feuerung.

Nickelgeschirr reinigt man in der Regel durch Abwaschen mit heißem Sodawasser. Hat sich Rost angelegt, so entfernt man ihn mit Salzwasser (1 Teelöffel Salz auf 3 Teelöffel Wasser). Zeigen sich im Innern Rostflecken, so ist das Geschirr verunreinigt und nicht reinigbar. Trotz der größten Mühe wird man die Rostflecken nicht entfernen können, man muß das Geschirr neu verzinnt lassen. Ist Nickel blank geworden, so kann man es auf verschiedene Art wie neu auffrischen. Hat man mehrere Gegenstände, so bereitet man ein Bad aus 50 Teilen Spiritus und 1 Teil Schwefelsäure, legt die Sachen 10 Sekunden hinein, wuschelt sie sofort in lauwarmem Wasser nach und legt sie noch 1 Minute in gereinigtem Spiritus. Danach reibt man sie mit einem Leinentuche sorgfältig ab. Einfacher ist die Reinigung mit Stearinöl oder Vaselinöl. Man reibt das Geschirr gründlich ein, läßt es etwas stehen und reibt es mit einem Wollappen und gereinigter Schlämmeide nach. Mit einem Putzleder wird es poliert und ist dann wie neu.

Cläre Birka.

Sollen Mädchen einen Beruf ergreifen?

Die Konfirmationen und Schulentlassungen stehen vor der Tür und es ist die Frage zu lösen, ob die junge Tochter einen Beruf ergreifen soll. Immer noch gilt es als das Ideal, dies nicht nötig zu haben, aber man möge eines bedenken:

Die Zeiten sind vorbei, in denen die jungen Mädchen zunächst noch einige Jahre im elterlichen Hause blieben, dann vielleicht ein Jahr oder gar nur ein halbes zur häuslichen Weiterbildung entweder in einen fremden Haushalt oder in ein Pensionat gingen, einige kurze etwa im Schneidern, Plätten, Kochen, in Kunstgeschichte, Literatur, Musik, Malerei oder dergl. mitmachten und dann ihre Ausbildung als beendet anjahen. Dann kam das Warten auf den Mann, oder, wenn dies vergeblich blieb, das mehr oder minder unausgefüllte und unbefriedigte Dasein der von allen Seiten behüteten, aber auch von allen Seiten bedrängten und behinderten Hausstochter, späteren „alten Jungfer“ und Familienantenne.

Welcher Unterschied zwischen einst und jetzt! Heute wissen unsere jungen Mädchen (und was noch wichtiger ist, ihre Eltern sind sich darüber klar), daß die Heirats- und noch mehr die Versorgungsmöglichkeiten durch die Ehe minimal sind, und man rechnet nicht mehr mit diesen so unsicheren Ausichten, sondern bereitet sich beiseiten durch möglichst gründliche Berufsausbildung darauf vor, auf eigenen Füßen zu stehen, sich eine Existenz zu schaffen. Kommt es denn doch zu einer Heirat — um so besser! Die junge Frau, die sich — es sei, in welchem Maße es sei — in ihrer Mädchenzeit irgend welche systematischen Kenntnisse, irgend eine gründliche Ausbildung erworben hat, die sich den „Wind um die Nase“ hat wehen lassen und erfahren hat, was es bedeutet, sich kein Brot durch eigene Arbeit erwerben müssen. — Diese junge Frau wird ein viel besserer Lebenskamerad sein, sich mit den Zukünftigkeiten und Nöten, die auch in der Ehe nicht ausbleiben, viel besser und geschickter abzufinden wissen, als die lebensfremde und deshalb so oft lebensunwürdige Hausstochter alten Stils. Darum ist jedem jungen Mädchen eine Berufsausbildung nur anzuraten, die nie ganz verloren sein wird und auf die man im Notfall immer wieder zurückgreifen kann. — Ist eines ist dabei erforderlich: Reizung und der Wille zur Gründlichkeit und ernstlichen Arbeit, denn eine halbe und ungenügende Berufsausbildung ist Zeit- und Geldverschwendung!

Die Frau in der Kinderstube.

Erziehung kann niemals Befehl sein; sondern sie ist Nebenhergehen und Beobachten, was da werden will.

Die beste Vermittlung ist das Beispiel. — Mit der Erziehung kann man nie zu früh anfangen, wohl aber leicht zu spät. Kleine Unarten bei kleinen Kindern sind vielleicht nicht so schlimm; aber Unkraut, das man nicht austreibt, wächst und verunreinigt sich und überdeckt endlich das ganze Land.

Schelten und Strafen ist bei der Erziehung, was das Salz beim Kochen; Vorsicht bei der Anwendung, und lieber zu wenig, als zu viel. Aber wie eine Köchin gleich beim ersten Male die richtige Menge der Würze trifft, so wird eine gute Erzieherin mit einem Tadel oder einer Strafe den nötigen Erfolg zu erzielen wissen.

Hast du dein Kind strafen müssen, so erzähle von seinem Unrecht nicht anderen, besonders nicht in seiner Gegenwart. Gerade ein feinfühliges Kind wird durch solche absichtliche Bloßstellung zur Verstocktheit erzogen.